

Gespaltene Bischofsynode

Autor(en): **Gyssling, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **54 (1971)**

Heft 11

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-411956>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

meines Desinteresses an der Kirche, die mit einem grossen Gefäss ohne Inhalt verglichen wird. Die Jungen sollen zur sozialen Verantwortung erzogen werden, dann braucht es keine Kirche.

Seit es an die Macht kam, hat das Christentum unheilvoll gewirkt. Macht bedeutet Korruption. Die Kirche basiert auf «unehrlichem» Fundament; man zahlt Steuern und lässt sie doch links liegen. Ein Votant sprach von Schizophrenie der Landeskirchen. Man sollte den Mut zum Kirchenaustritt aufbringen. Dann ist man als Steuerzahler zwar freilich Gönner der Kirche. Der Motionär legt Wert auf die Feststellung, dass es ihm nicht um die 17 Millionen gehe, sondern um das staatsrechtliche Prinzip. Ein junger Lehrer bekennt, der Religionsunterricht sei ihm nicht das angenehmste Pflichtfach, und ein anderer erklärt, er schäme sich, den Schülern biblische Märchen, wie er sich wörtlich ausdrückte, zu erzählen.

Hier muss erwähnt werden, dass, soweit es sich überblicken liess, die Diskussionsredner alle einer Religionsgemeinschaft angehörten, also keine Freidenker waren. Dennoch wurde kräftig auf die Kirche losgedroschen. Etwas merkwürdig berührt, dass unter den Anwesenden der christlichsozialen Fraktion trotz mehrfacher Aufforderung keiner das Wort ergriff. Auch liess sich kein Vertreter der Landeskirchen blicken.

Gegen die Motion, also zugunsten der Kirche, wurde mit folgenden Argumenten gefochten: «Es sähe blöd aus», wegen 17 Millionen die Kirche im Stich zu lassen. Die 17 bis 20 Franken pro Kopf, die das ausmache, sollten aufzubringen sein. Bedeutung, Tradition und namentlich die sozialen Werke der Kirche werden dick unterstrichen. Schrumpfung bedeute nicht Gesund-schrumpfung. Die Mormonen opferten für ihre Kirche viel mehr Geld als wir für die unsrige. Bei Ausfall der staatlichen Unterstützung kriegte die Kirche finanzielle Schwierigkeiten, wie in Genf (wo die Trennung zwischen Kirche und Staat längst schon verwirklicht ist). Ohne ihre Privilegien seien die Kirchen den Sekten gleichgestellt. Religionsunterricht in der Schule müsse sein. Und ein Votant verstieg sich gar zur Behauptung, der Religionsunterricht gehöre zur Allgemeinbildung.

Die Exekutive zog die gleichen Schlüsse wie der Motionär, freilich mit

Vorbehalten, die die Motion verwässern. Es ist auch hier wie die Alten schon sangen: man möchte den Pelz des Bären waschen ohne ihn nass zu machen. Man möchte wohl Staat und Kirche trennen, doch soll eine lebensfähige Kirche zurückgelassen werden. Deshalb fielen zwei Eventualanträge: Kirchensteuer (gemeint ist indessen die staatliche Unterstützung) auf ein Minimum herabsetzen. Sollte gerade noch hinreichen, um die Geistlichen zu besolden. Dieser Antrag wurde mit 14 Ja gegen 11 Nein angenommen.

Punkt 5 sei zu streichen. Wurde erwartungsgemäss mit 14 Ja gegen 10 Nein angenommen. Ueber Punkt 4 wurde weder diskutiert noch abgestimmt.

Nach den beiden Amputationen wurde die Motion mit 10 gegen 9 Stimmen (Stichentscheid des Präsidenten) an-

genommen, und mit 15 Ja gegen 11 Nein beschloss man auch, sie zur Ausarbeitung einer Detailvorlage an die Exekutive zu überweisen.

Auch wenn sich gewisse Anklänge an das Hornbergerschiessen nicht abstreiten lassen, muss doch die Behandlung des ganzen Fragenkomplexes als positiv bewertet werden. Die in diesem Parlament zusammengefasste Jugend hat sich nicht gescheut, ein heisses Eisen anzufassen, und vor allem: sie befürwortet, wenn auch mit einem Zufallsmehr, die Trennung von Kirche und Staat. Das lässt für die Zukunft hoffen.

Was es noch zu kommentieren gäbe: ob uns Freidenkern, um es in einem gewissen Zeitungsschreiberdeutsch auszudrücken, nicht wieder einmal «die Show gestohlen» worden ist.

J. Stebler

Gespaltene Bischofssynode

In Rom ist die dritte Bischofssynode der katholischen Kirche zusammengetreten. Ihre Beratungen dauern noch an, doch scheint uns eine Art Zwischenbilanz über die bisherigen Verhandlungen — sie sollen insgesamt vier Wochen dauern — angebracht. An ihnen nehmen 209 Bischöfe aus 150 Ländern teil. Die beiden Hauptthemen ihrer Beratungen sind «Das priesterliche Amt» und «Die Gerechtigkeit in der Welt». Im Hintergrund des ersten Themas steht natürlich auch das Problem des priesterlichen Zölibats. Die Entscheidung darüber hatte sich ja das Zweite Vatikanische Konzil von Papst Paul VI. aus den Händen winden lassen, und seither hat es zu dauernden und manchmal recht lebhaften Auseinandersetzungen Anlass gegeben. Die Diskussion unter den Bischöfen vollzieht sich nicht ganz ohne den Versuch einer Beeinflussung von aussen. Unter dem Firmenschild «Operation Synode» hat sich ein Kreis von katholischen, protestantischen und freikirchlichen Klerikern der verschiedensten Länder gebildet, der sich namentlich mit dem zweiten Hauptthema der Synode beschäftigt, mit der Gerechtigkeit der Welt. Er erstrebt, die kirchlichen Würdenträger auf eine bestimmte, gegen die in den Entwicklungsländern und Halbwirtschaftsländern herrschende Oberschicht gerichtete Marschroute für die Kirche

festzulegen. Dieser Kreis rechnet damit, dass er vor allem bei den Bischöfen Lateinamerikas, Afrikas, Asiens und Spaniens Gehör findet, woran wir allerdings einigermaßen zweifeln. In Lateinamerika ist der Gedanke einer sozialen Verpflichtung der Kirche bisher nur in Paraguay und Peru auf die Ebene der Bischofskonferenz vorge-dungen, das brasilianische Episkopat ist in dieser Frage gespalten, dort und in den andern lateinamerikanischen Ländern hat der bis zur Billigung der Revolution gehende soziale Impuls vorerst nur die unteren Schichten der kirchlichen Hierarchie erreicht. Die asiatischen Bischöfe aber gelten als reaktionär. Papst Paul VI. hat anlässlich seines Besuchs auf den Philippinen bei dem asiatischen Episkopat kräftigen Widerspruch ausgelöst, als er sich in seinen Ansprachen in einem kaninchenzahmen verbalen Sozialreformismus versuchte.

Was nun die Debatte über das Priesteramt anbetrifft, so liess sich ungeachtet aller geübten Diskretion doch erfahren, dass es dabei zu ziemlich lebhaften Auseinandersetzungen zwischen den Bischöfen gekommen ist. Die Bischofssynode spaltete sich hier in einen traditionalistischen und einen fortschrittlichen Flügel, wobei heute noch nicht restlos klar ist, wer von den beiden sich in den entscheidenden Schlussabstimmungen durchsetzen

wird. Jedenfalls hat sich gegen die Träger der Reformideen insbesondere in der Zölibatsfrage eine Front traditionalistischer, wenn nicht reaktionärer Bischöfe gebildet, unter denen die Ir-länder, die Schweizer, die Polen und die Afro-Asiaten hervorrangen. Für die Reformen treten vor allem die fran-zösischen Bischöfe, die belgischen und niederländischen unter der Führung der Kardinäle Marty-Paris, Suenens und Alfrinck ein, während die Delegation des eher zum Konservatismus nei-genden deutschen Episkopats eine Kompromisslösung sucht, so dass die Priester von vielen ihrer bisherigen Funktionen entlastet werden, die dann von Diakonen auszuüben sind, welche der Zölibatspflicht nicht unterliegen. Den ehelosen Priestern sollen nur die Eucharistiefeier und die Beichte vor-behalten bleiben. Zu den Gegnern des Zölibats hat sich überraschenderweise auch der die Kirche des Kongostaates vertretende Erzbischof Malula gesellt, der erklärte, dass gerade in Afrika der Wunsch nach verheirateten Priestern mit Rücksicht auf die hohe Wertschät-zung der Familie gross sei. Mit dem Fortschreiten der Synode hat sich nun auch der päpstliche Druck auf die Bi-schöfe verstärkt; Papst Paul VI. hat in aller Form erklärt, dass die Kirche konservativ bleiben müsse. Vor einem endgültigen Urteil wird man allerdings den Abschluss der Synode abwarten müssen. Aber schon ihr bisheriger Verlauf lässt vermuten, dass von ihr kein zündender Funke für die Erneue-rung der katholischen Kirche ausgehen wird. Mit mehr als mit ein paar bescheidenen und teilweise nichtssa-genden Kompromissformeln ist wohl kaum zu rechnen. Aber selbst wenn es anders wäre, wenn die Kirche ihre jahrhundertlang erwiesene Wand-lungsfähigkeit noch einmal bekräfti-gen würde, es würde ihr unseres Erachtens nicht viel helfen. Auch die alten Götter der vorchristlichen Zeit wurden über 1000 Jahre lang verehrt und mussten eines Tages abtreten, als sie der realen gesellschaftlichen Ent-wicklung nicht mehr genügten. Es ist nicht einzusehen, warum den heute noch dominierenden Grossreligionen ein ähnliches Schicksal erspart blei-ben sollte. Die heutige Zeit braucht keine Göttermythen mehr, weder polytheistische noch monotheistische. Sie braucht den in all seinen Schöp-ferkräften voll entwickelten Menschen im Rahmen einer wohlgeordneten Ge-sellschaft.

Walter Gysling

Ödipus in Ägypten

Man hat uns lange vorgeschwatzt, dass nicht nur der — legendäre — Moses, sondern auch der historische Pharao Echnaton begeisterte Monotheisten waren. Heute weiss man, dass die Hebräerstämme lediglich in der rabbi-nischen Bibelredaktion (d. h. als ihre Stammesagen gesammelt und über-arbeitet wurden) an einen Eingott glaubten und Echnaton ein pathologi-scher Fall war.

Unter Heidengöttern gibt es keine Konkurrenz; ihre Priester sind sozusagen kartelliert. Aber der Lokalgott der wichtigsten Stadt wird auch der An-führer der übrigen. Als Amen-Hotep IV. die Sonnenscheibe als Gott Aton wählte und sich Echn-Aton (es geht gut mit der Scheibe) nannte, musste er auch eine neue Hauptstadt, Tell el-Amarna, errichten.

Wenn auch Aton ein «Aussenseiter» war, so war er keineswegs eine neue Gottheit; gelegentlich war Aton schon früher erwähnt worden, und Echnatons Vater, Amen-Hotep III., der sich schon zu Lebzeiten Tempel errichten liess, wo er als Neb-Mare, der Grosse Gott, verehrt werden musste, dachte an Aton als ein Gegengewicht gegen die Macht der Amun-Priester von Theben. Sie waren nicht nur immens reich, es hing von ihnen ab, einen Thronerben als «Sohn des Götterkönigs» Amun anzuerkennen und ihn damit zu legali-sieren.

Im 6. Jahr seiner Regierung fühlte sich Echnaton stark genug, seinen Gott (u. zw. keinen abstrakten Gott, sondern die sichtbare Sonnenscheibe, die auch anderswo verehrt wurde) gegen The-ben auszuspielen; Aton hätte weiter ein Kartellmitglied bleiben können, aber da es sich um einen «Investitur-streit» handelte, bekam Aton die Züge jedes Eingotts: er wurde ein Eiferer, der unduldsam alle Konkurrenten be-kämpfte. Deren Tempel wurden ge-schlossen, und wo immer der Name Amuns aufschien, wurde er ausgemeis-elt; als er das sogar bei der Inschrift seines Vaters befahl, wurde der ver-rückte König als Vaternörder erklärt, denn der Name galt als Teil der Per-son. Das Volk vergab ihm das nie; der Atonkult blieb auf den Hof und die von ihm Abhängigen beschränkt; Echnaton — der infolge progressiver Lipody-strophie mit geschwollenem Unterleib stark entstellt war — wurde schliess-lich verjagt, und seine Leiche wurde nie

gefunden; seine Hauptstadt, Achet-Aton (Atons Horizont) wurde mit einem Fluch belegt, die Einwohner flüchteten, und die Häuser verfielen.

Der Führer durch die Aegyptische Sammlung des British Museum (1930) schrieb:

Echnaton «war wahrscheinlich ein über-spannter, pathologisch belasteter Mensch, dessen Körper langsam verfiel. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass er im Wahn-sinn starb...» (Nach seinen frühen Ab-bildungen) «sah er aus wie ein nervöses Pferd. Zehn Jahre später ist er eine scheussliche Karikatur... (aber seine Höflinge und) «Töchter mussten in unsin-niger Schmeichelei sich so verunstalten, dass sie ebenso grotesk aussahen, denn es war Mode am Hof, die königliche Hässlichkeit zu bewundern und nachzuah-men.»

Sein Name verschwand von der Liste der Pharaonen, oder, wo er erwähnt wird, nennt man ihn den «moralisch verkommenen Verbrecher», denn er hatte seinen halben Hof, samt Töch-tern und seiner eigenen Mutter, ge-schlechtlich missbraucht.

Vor einigen Jahren erschien in London ein Buch von Immanuel Velikovsky, «**Oedipus and Akhnaton**» (Sidgwick & Jackson, 1960), worin der Versuch un-ternommen wird, nachzuweisen, dass die griechische Oedipuslegende auf Echnaton zurückgeht. Wie schon der Name Oedipus anzeigt, hatte er ge-schwollene Füsse (seine Mutter durch-stach ihm die Knöchel, als das Orakel warnte, er werde seinen Vater erschla-gen). Lipodystrophie kommt bei Er-wachsenen selten vor; charakteristisch ist, dass das subkutane Fett im Ober-körper nach und nach schwindet, aber Fettsäure sich in den Geweben des Unterleibes ansammelt. Echnaton glaubte, dass sein abnormal langer Schädel und der geschwollene Unter-leib Zeichen seiner göttlichen Her-kunft wären.

Ja, er zeigte sich sogar öffentlich gern halb-nackt mit seinem aufgeblähten Hängebauch.

Die Erscheinung der Sphinx in Theben in Bötien ist für Griechenland voll-kommen fremd, wogegen es Reihen von Sphinxen mit Tempeln und Ora-keln bei der ägyptischen Stadt gab, die die Griechen Theben nannten, die aber in Wirklichkeit Ua-Set hiess.

Während der Regierung von Amen-Hotep III. ist nie die Rede von einem Sohn gleichen Namens; er könnte also von Hof verbannt und vielleicht im Ausland gewesen sein. Er erscheint erst, als seine verwitwete Mutter Tiyi allein regierte; später aber kam sie zu